

Gar nicht tief
vergraben und immer
an der Wand entlang:
Topffunde 2001 in
der Kelterstraße in
Bönnigheim.



Licht in den Keller

Von den Versuchen, das Rätsel um die Nachgeburtstbestattung zu lösen

Gertrud Schubert

Mit Skepsis, ja Spott sah sich der ehrenamtliche Denkmalpfleger Kurt Sartorius überzogen, als er – vierzig Jahre ist das jetzt schon her – beim Graben im Keller eines Bönnigheimer Altstadtshauses auf Tontopfscherben stieß und unbeirrbar behauptete, das müssten Nachgeburtstöpfe sein. Ein halbes Jahrhundert lang hatte kein Mensch dieses obskure Vergraben der Nachgeburt überhaupt nur erwähnt, nachdem es 1934/35 in Band 6 des *Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens* (HdA) Eingang gefunden hatte. Nachgeburtstbestattung war kein Thema mehr. Unter Kuriosa abgehakt, gebannt sozusagen, wollte in der Empirischen Kulturwissenschaft der 1980er-Jahre (fast) niemand von diesem »geheimen Brauch« wissen: »Davon haben wir noch nie etwas gehört«, wurde Kurt Sartorius wieder und wieder beschieden.

Doch nicht nur eines, sondern gleich mehr als fünfzig solch rätselhafter Gefäße förderte Sartorius bei der ersten Grabung aus dem Keller der Michaelsbergstraße 17–19 zu Tage. Für ihn war offensichtlich: So fängt man keine Mäuse. So bewahrt man auch keine Lebensmittel auf. Die etwa

18 Zentimeter hohen Tontöpfe trugen in der Regel einen Deckel, häufig war der Knauf nach innen gekehrt, und sie waren nur etwa 30 Zentimeter tief, meist an der Kellerwand entlang, und im Bereich von Kellerecken eingegraben. Und die meisten dieser Gefäße waren in der kleinen Grube zerstört worden, bevor sie mit Erde bedeckt wurden. Das alles konnte doch kein Zufall sein. Nach ersten Zeitungsartikeln und Fundberichten¹ wurden in Bönnigheim und Umgebung, bald in halb Württemberg immer mehr solcher Topfscherben entdeckt und ausgegraben.

Ein rot Wammesch

Längst sind die Zweifel ausgeräumt. Seit Ende der 1980er-Jahre bestätigen Forschungsarbeiten die Vermutung: Es sind Nachgeburtstöpfe. Chemisch-analytische Untersuchungen² von Gefäßsedimenten und Bodenproben wiesen Spuren von Cholesterin, Östradiol und Östron nach. Keinesfalls ein leichtes Unterfangen war die zeitliche Einordnung der Keramik, handelt es sich doch um einen schlichten Henkeltopf, der in gleichbleibender Form vom 16. bis

19. Jahrhundert als Kochtopf oder Milchkrug gebräuchlich war. Doch lassen die Funde eine grobe Datierung zu: Die meisten dieser Gefäße stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, einzelne Töpfe können auch jünger oder älter sein. Glasur und vereinzelt aufgemalte Jahreszahlen belegen den Brauch weiter im 19. Jahrhundert. Nach mündlicher Überlieferung hat er sich bis ins 20. Jahrhundert erhalten.³

Literarische Belege gibt es kaum. 1517 etwa schrieb der Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaysersberg, was mit der Nachgeburt zu tun ist: »Wir bringen allesamen ein rot wammesch [rotes Wams] uff erden (pellem secundinam). Das muoß darnach der man under die stegen [der Stiege] vergraben.«⁴ Am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen legte Barbara Otto 1996 schließlich eine »volkskundliche Spurensuche nach der Plazenta« vor, eine in jeder Hinsicht umfassende Magisterarbeit, die die archäologische Befundlage mit schriftlichen Quellen konfron-

tiert und auch die seit den 1980er-Jahren neu entstehenden Rituale aufgreift. Nüchtern stellte sie fest, »dass das Wissen über die ursprünglichen Gründe für diese Praxis verlorengegangen ist«. Die Vorstellungswelt sei heute nicht mehr nachvollziehbar. Deshalb knüpften sich »nur noch pragmatische Überlegungen an die Relikte des alten Brauches«, etwa dass die Töpfe einer »sicheren Aufbewahrung der Plazenten« dienten.⁵

Überholt ist indes ihre Annahme, der Brauch der Nachgeburtbestattung sei regional begrenzt, also lediglich ein württembergisches Phänomen. Zwar mehren sich hier die Fundstellen: In Bönnigheim, Sindelfingen und Kirchheim unter Teck wurden weitaus die meisten Tontöpfe geborgen. Stand 2024 sind es in Baden-Württemberg 218 Fundorte, allein in Bönnigheim und Umgebung wurden mehr als 300 Töpfe entdeckt. Aber angesteckt von den hiesigen Grabungen machte sich ab Mitte der 1990er-Jahre die Archäologin Ines Beilke-Voigt in Brandenburg auf



Römisches Geburtsrelief
aus dem 5. Jahrhundert v.
Chr. Vor der Gebärenden
steht eine Schale – für die
Plazenta?

Die Schminkplatte aus
Ägypten ist etwa 3100
Jahre alt und zeigt eine
Prozession, bei der ein
Diener die mumifizierte
Plazenta auf einer
Standarte trägt und dem
Pharao Narmer
voranschreitet.



Von einem Stein bedeckt ist
der bislang älteste
Nachgeburtstopf aus dem
13. Jahrhundert, er wurde
in Klein-Alberstedt, Kreis
Mansfeld-Südharz,
gefunden.

Plazentagefäße aus
Russland. Die Nachgeburt
wurde in einer Birken-
rindenschachtel oder in
einem aus Birkenrinde
geflochtenen Hausschuh
vergraben.



An der Kellerwand entlang lagerten die Töpfe, Cleebronn, Marktstraße 7.



Zwei Bönningheimer Nachgeburtstöpfe, der bauchige links ist von 1700, der schlanke rechts aus dem 19. Jahrhundert.



Die Töpfe ans Tageslicht zu befördern, verlangt behutsame Handarbeit.

die Suche nach Nachgeburtsgefäßen – und wurde fündig: 45 Töpfe an 15 Plätzen unter anderem in Potsdam und Rathenow. Auch aus anderen Bundesländern, aus der Schweiz, Österreich und Polen werden vereinzelt Topffunde gemeldet.

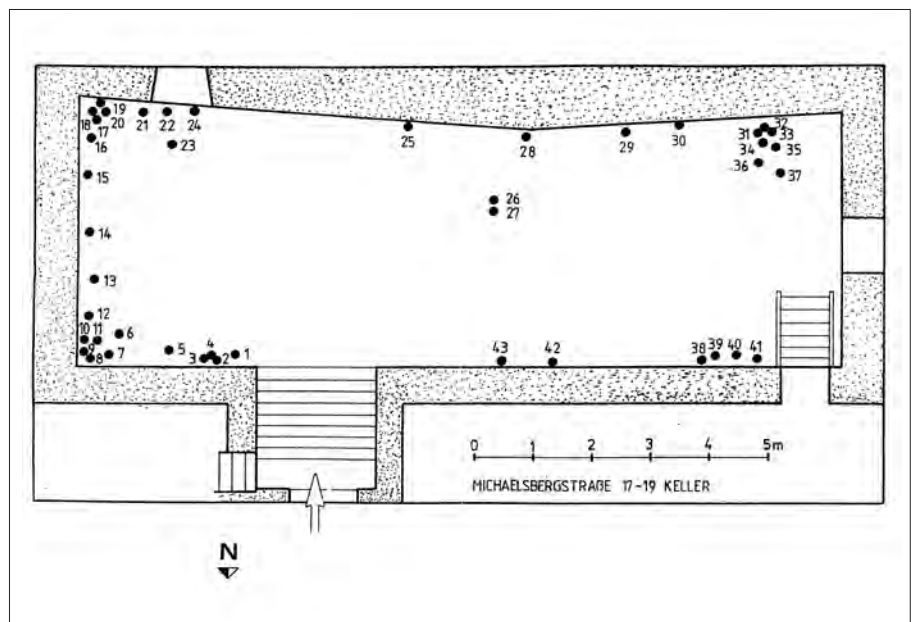
Von Anfang an ging Kurt Sartorius von einem »weltumspannenden Brauch« aus. So stellt er im Bönningheimer Museum auch Behältnisse zur Versorgung der Nachgeburt aus anderen Ländern aus, Tongefäße, Rindenschachtel, geflochtene Birkenschuhe. Besonders beeindruckend ist der Abdruck einer Schminkplatte von 3100 v. Chr. aus Ägypten: Hier schreitet der erste Pharaon Narmer in einer Prozession hinter seiner mit herabhängender Nabelschnur mumifizierte Plazenta einher. Welch ein demonstrativer öffentlicher Akt im Vergleich zu dem hierzulande im Geheimen und Privaten, häufig an dunklem Ort vollzogenen Ritual.

Bloßes Wegwerfen kam nicht in Frage

Dieses hat Heinrich Höhn, evangelischer Pfarrer in Onolzheim bei Crailsheim, 1904 in den *Volkstümliche[n] Überlieferungen in Württemberg* detailliert beschrieben: »Meist wird die Nachgeburt unbeschrien unter dem Dachtrauf begraben oder an einem sonstigen Ort, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, z.B. im Keller (OA. Geislingen, Urach, Reutlingen), auch unter einem Baum, wo sie im Schatten ist (OA. Crailsheim). Hiezu muß ein neuer, mit Deckel bedeckter Hafen benützt werden (OA. Nagold, Crailsheim). Er soll so eingegraben werden, dass der Deckel nach unten zu liegen kommt; auch muss bei dem Vorgang ein Vaterunser gebetet werden (OA. Crailsheim). In Neuhausen (Tuttlingen) soll sie wenigstens im Grasgarten verscharrt werden. Begräbt man die Nachgeburt wie die Nabelschnur unter einem Stock mit roten Rosen, so bekommt das Kind rote Wangen (OA. Gaildorf, Künzelsau, Crailsheim) und wird von übelriechendem Atem bewahrt.«

Pfarrer Höhn ließ unklar, wer dieses Ritual gepflegt hat. In welchen Häusern herrschte die Gepflogenheit, Nachgeburten im Keller zu vergraben? Und was erhoffte man sich davon? Das HdA sammelte aus möglichst vielen Quellen möglichst viele Phänomene, die sich einem »Aberglauben« zuordnen ließen. Historische und soziale Bedingungen der Sitten und Bräuche sind allerdings unberücksichtigt, so kann man heute kaum verstehen, mit welchen Vorstellungen und Hoffnungen die Nachgeburtbestattung verknüpft war. Die Gründe bleiben reine Aufzählung: »damit Mutter und Kind gesund bleiben«, »so wird die Nachgeburt bald wie ein Wiedergänger, bald wie ein Hausgeist verwahrt«, zum Schutz des Neugeborenen, von Haus und Bewohnern »vor bösen Mächten und Hexen«. Dass es sich nicht um bloße Beseitigung toten organischen Materials handelte, beweisen Nachgeburtsgefäße, die mit Glücks- und Abwehrzeichen wie Hexa- oder Pentagramm bemalt sind, gepfälte Töpfe wurden entdeckt und einige fanden sich mit der abgedeckten Öff-

Michaelsbergstraße 17 bis 19
in Bönningheim. Mehr als vierzig Töpfe
wurde hier ausgegraben und die Fundstellen
exakt in einen Lageplan eingezeichnet.



nung nach unten eingegraben – damit kein Unheil entweichen kann? Auch die Zerstörung des Gefäßes, bevor es mit Erde bedeckt wurde, spricht dafür, dass sein Inhalt weder aus Versehen, noch gar absichtlich ausgegraben werden sollte.

Wer pflegte das Ritual?

Mit einer sozialtopografischen Untersuchung in Kirchheim machte sich die Archäologin Birgit Kulessa auf die Suche nach Akteuren. Die Stadt unter der Teck bietet umfassendes Ausgangsmaterial, hunderte Nachgeburtstöpfe, mal nur einer, mal mehr als 30 in einem Keller, verteilt auf 32 Fundstellen in der gesamten Altstadt und in vorstädtischem Bereich. Anhand gut aufgearbeiteter Lager- und Steuerbücher bestimmte Kulessa nach Beruf der Bewohner, nach Wert und Zustand der Häuser Kategorien für den Wohlstand in drei Stadtvierteln. Die Datierung der Keramik, insbesondere, ob der Topf vor oder nach dem Stadtbrand von 1690 vergraben worden war, half bei der zeitlichen Zuordnung zu bestimmten Personen und Haushalten. Demnach sind es in der Nordstadt im Umfeld von Kirche, Rathaus, Markt und Spital bei den Wohlhabenden, die im 18. Jahrhundert acht bis zehn Prozent der Kirchheimer Bevölkerung ausmachten, nur vier Fundstellen mit mindestens acht Töpfen. Daraus schloss die Forscherin, dass sich reichere Familien eher medizinische Hilfe gegen Kindbettfieber leisten konnten und spirituelle Maßnahmen eine geringere Rolle spielten. Auch im ärmeren Viertel der östlichen Südstadt und außerhalb der Altstadt ist mit acht Fundstellen und 57 Befunden die Zahl der Nachgeburtstöpfe vergleichsweise gering, obwohl die sozial niedrigstehende Bewohnerschaft wegen schlechterer Gesundheitsversorgung und Ernährungssituation sicher von Kindersterblichkeit am häufigsten betroffen war. Kinder aber waren auch Belastung und ein Risiko, weiter in

Armut abzusinken, interpretierte Kulessa diese Zahlen und vermutete eine Korrelation zwischen mangelndem Kinderwunsch und geringerem Interesse an dem Brauch. Die weitaus meisten, nämlich mindestens 170 Töpfe an zwölf Fundstellen, waren in Häusern der handwerklichen und bürgerlichen Mittelschicht ausgegraben worden, die vorwiegend im Südwesten der Stadt im Umfeld des Schlosses lebte. Diese Mittelschicht bildete die größte soziale Gruppe in Kirchheim und hat die Nachgeburtstättung intensiv und eventuell über Generationen hinweg gepflegt.

Doch bei weitem nicht jede Nachgeburt kann in einem Topf verwahrt und in einem Keller bestattet worden sein, sonst würden bei Abriss und Umbau von Altbauhäusern mehr solcher Gefäße zum Vorschein kommen. Auch gibt es fundleere und nahezu fundleere Gegenden, etwa Lauffen, Kirchheim/Neckar, Besigheim, auch Bietigheim. Hier war wohl die Nähe zu Neckar und Enz für den Umgang mit der Nachgeburt entscheidend, sie konnte in fließendes Wasser geworfen werden. Dass im heutigen Landkreis Göppingen keine Nachgeburtstöpfe angetroffen wurden, mag sich mit den geologischen Verhältnissen erklären lassen. Kalksteinablagerungen in lehmigem Tonboden verhindern ein rasches Vergraben. Verbrennen, in fließendes Wasser werfen, unter Baum oder Busch eingraben, diese Methoden der Plazenta-Beseitigung lassen sich archäologisch unmöglich fassen. Auffallend ist dagegen in Baden-Württemberg die Häufung von Topffunden in protestantischem Gebiet: Von den 218 Fundorten liegen 82,3 Prozent in Ortschaften, die im 16. Jahrhundert evangelisch wurden, 12,4 Prozent in katholischem Gebiet, und 5,3 Prozent der Orte weisen wechselnde Konfession auf oder sind ohne konfessionelle Zuordnung. Eindeutig ist auch, dass erst mit und nach der Reformation und deutlich vermehrt im 17. und 18. Jahrhundert Gefäße mit



Für einen würdigen Umgang mit der Nachgeburt hat Luise Paulsen 2024 sternförmige Gefäße getöpft, in denen Plazenten bestattet werden können.

Nachgeburten in Kellern vergraben wurden. Kurt Sartorius, der mit Sicherheit die meisten dieser Töpfe geborgen hat, neigt jedoch zu einer profanen Interpretation des Sachverhalts und sagt schlicht: »Wo viel gegraben wird, wird auch viel entdeckt.« Womit noch keineswegs erklärt ist, warum ausgerechnet Protestanten diesen Brauch praktizierten.

Unbeschrien: mehr als geheim

Die Plazenta in einen Tontopf zu legen und zu vergraben – schon dieser Vorgang machte sie zu einem Objekt von besonderer Bedeutung. Der Keller indes ist nicht nur ein dunkler Ort, wo man selten hinkommt, er dient insbesondere der Aufbewahrung. Und er entzieht sich als Ort des Geschehens der öffentlichen Wahrnehmung.⁶ Die Bestattung könnte im Geheimen vollzogen und allein schon deshalb weder in Hebammenordnungen und -büchern, noch in württembergischen Polizei-, Kirchen- und Landesordnungen beschrieben worden sein. Hermann Ehmer, seinerzeit landeskirchlicher Archivdirektor, fasste 1997 seine Spurensuche in einschlägigen Quellen und Archivalien jedenfalls als »Fehlanzeige« zusammen. Er hatte keine Handlungsanweisung für den Umgang mit der Plazenta gefunden. Die Nachgeburtsbestattung bleibe »ein Rätsel«.⁷ Vielleicht liegt aber genau in diesem Nichterwähnen ein Teil des Rätsels Lösung? Die Leerstelle kann interpretiert werden: So ist wohl auszuschließen, dass die Nachgeburtsbestattung unerwähnt blieb, weil sie allgemein gebräuchlich war. Dagegen spricht, dass die Zahl der Bestattungen in der Zeit des (nach-)reformatorischen Umbruchs ansteigt, obwohl schriftliche Anordnungen oder Vorgangsbeschreibungen fehlen.

Klar formuliert waren allerdings Verbote im geburtlichen Kontext. Die württembergische Landesordnung von 1552 etwa untersagte »alle abergleubischen segnen und andere abgötterey«. Als Hebammen, so hieß es in der Polizeiverordnung von 1549, seien »fromme erbare gotsfürchtige

und erfahrene Weiber« zu bestellen, und die sollten, statt »leichtvertige reden« zu führen, für die Gebärenden christliche Trostsprüche bereit haben und im Fall der Nottaufe die richtige Taufformel sprechen. »Abergläubische Praktiken« und »Segensprechen« waren verboten. Hier kommt das Wort »unbeschrien« ins Spiel, das Pfarrer Heinrich Höhn 1904 in den volkstümlichen Überlieferungen gebrauchte. Unbeschrien sollte die Nachgeburt begraben werden. Dieses Unbeschrien bedeutet mehr als im Geheimen, also dass darüber nicht gesprochen werden sollte. Ältere Leute sagen heute bisweilen noch »beschrei's nicht« und meinen damit: Rede nicht unbedacht darüber, sonst kann das, was du befürchtest, vielleicht eintreten. Die Vorsilbe »be« gilt als Verstärkung des Transitiven, was einem Objekt geschieht: beleuchten, begraben, beatmen. Die Nachgeburt sollte also nicht mit Sprüchen, Segens- und Zauberformeln, Wünschen oder Befürchtungen »beschrien« werden. Somit implizierte vielleicht das Verbot »abergleubischer Segen« zugleich ein Verbot abergläubischer Praktiken. Und durch das Vergraben war die Nachgeburt möglichem Heilzauber oder der Herstellung magisierender Mittel entzogen. Damit waren die Geburt und ihre Umstände im protestantischen Württemberg in einen kirchlich-christlichen Zusammenhang gestellt. Gebet, christlicher Trost und, wenn als notwendig erachtet, die Nottaufe sollten Kind und Mutter vor Unheil und Gefahr beschützen.⁸

Nach der Nottaufe: Unheil abwehren, Seelenheil sichern?

Luther hatte die strenge Jenseitsvorstellung verworfen, wonach ein ohne Taufe gestorbenes Kind vom himmlischen Seelenheil ausgeschlossen im »Limbus puerorum«, einem Ort zwischen Himmel und Hölle, auf ewig verdammt wäre. »Einem Ketzer gleich« waren solche Kinder in ungeweihter Erde oder in einem abgeschiedenen Bereich vergraben worden, denn allein die Taufe hätte sie von der Erbsünde befreien können. Lutherische Hebam-

men vollzogen weiter wie in vorreformatorischer Zeit die Nottaufe. Das gefährdete Kind konnte aber auch durch Gebete Gott anempfohlen und auf dem Friedhof kirchlich bestattet werden, wenn es ungetauft starb. Doch war diesem Kind das Seelenheil wirklich gewiss? Es war offenbar nicht einfach, einen klaren Schlusstrich unter althergebrachte Sichtweisen und Traditionen zu ziehen.

Am Beispiel der sogenannten Traufkinder lässt sich das gut nachvollziehen. In der calvinistischen Schweiz war die Nottaufe durch Laien untersagt, die Bestattung ungetauft verstorbener Kinder auf dem Friedhof vorgesehen. Doch trauten nicht alle Eltern der neuen, reformierten Praxis. In der Folge wurden in manchen Gegenden totgeborene oder nach der Geburt ungetauft verstorbene Kinder »sicherheitshalber« mit dem Kopf zur Wand unter der Traufe des Kirchendachs begraben, damit Regen als himmlischer Segen auf sie fiele, sie auf diese Weise post mortem getauft und selig würden.⁹

Die Archäologin Birgit Kulessa geht von einer lange währenden Diskrepanz zwischen der neuen protestantischen Lehre und überkommenen Glaubensvorstellungen aus. Vielleicht war die Nachgeburtbestattung in Kellern eine angemessene Versorgung der Plazenta notgetaufter Kinder, um einerseits weiteres Unheil für das Haus und seine Bewohner abzuwehren. Dafür spricht, dass manche der Gefäße mit Hexa- oder Pentagrammen versehen oder auf dem Kopf stehend vergraben wurden. Andererseits könnte die Nachgeburt bestattet worden sein, um dem Kind das Seelenheil zu sichern. Wurde ein Topf gepfählt, so vermutet Birgit Kulessa, handelte es sich um die Plazenta eines ungetauft gestorbenen Kindes.

Urmodernes Brauchtum – neue Rituale

Und heute? Mit Einführung der Klinikgeburten in den 1960er-Jahren schwand unter Gebärenden das Wissen um die Nachgeburt nahezu spurlos. Der professionelle Blick auf ihre Vollständigkeit sollte genügen. Eine besondere Behandlung der Plazenta oder gar ihre Bestattung waren unter den Frauen und beim Personal im Kreißsaal kein Thema mehr. Verhaltensweisen und Bräuche rund um die Geburt änderten sich oder gingen verloren. Ab Mitte der 1980er-Jahre jedoch war die Kritik von Frauen am medizinisch-technischen Ablauf unüberhörbar: »Sanfte Geburt« wurde allenthalben gefordert, Arztpraxen und Geburtshäuser ermöglichten ambulantes Gebären, Hausgeburten wurden wieder gewagt. Die Krankenhäuser konnten sich den Forderungen nicht verschließen, »Rooming in« der Kinder war nur der Anfang, »mehr Menschlichkeit« veränderte die Atmosphäre beim Gebären. Mit Stillen und Tragetuch demonstrierten die Mütter Nähe zu ihrem Kind. Parallel zu dieser Entwicklung kamen neue Rituale auf. In Büchern und Seminaren, bei Geburtsvorbereitung und Smalltalk vorm Kindergarten erfuhren Schwangere von Bräuchen aus aller Frauen Länder. »Das fand ich ganz lustig da«, begründete in den 1990er-Jahren eine junge Mutter im Interview mit Barba-

ra Otto, warum sie die Plazenta ihres Kindes begraben und einen Baum darauf pflanzten wollte. Abergläubische Vorstellungen wies sie als altmodisch weit von sich. Vielmehr wurden (und werden) Elemente anderer Kulturen individuellen Bedürfnissen angepasst und nicht weiter hinterfragt. So findet sich heute im Internet »urmodernes Brauchtum um die Plazenta« zuhauf – weltumspannend natürlich. Plazenta-Surfen gleicht einem Blättern im *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*.

Da ist zum einen eine Art Erinnerungskultur: In der Regel kann die Plazenta auf Anfrage in der Klinik mit nach Hause genommen werden. Das darauf gepflanzte Bäumchen soll wie das Kind wachsen und gedeihen, sein Standort ist zudem Erinnerungsort für die Geburt. Eine Hebammenstudentin in Freiburg töpft sternenförmige Behältnisse, in denen die Nachgeburt würdevoll bestattet werden kann. Bei »Plazenta-Art« wird die noch blutige oder mit Acrylfarbe bestrichene Plazenta auf ein Papier gedrückt zur Krone eines Lebensbaums. Die Nabelschnur bildet den Stamm oder wird zu »Love« gelegt im Bild festgehalten. Dieselbe »Art« gibt es auch dreidimensional als Gipsabdruck. Entweder geben die Mütter den Abdruck in Auftrag oder sie werden selbst aktiv und basteln: Nabelschnurstückchen werden Traumfänger über der Wiege oder in Säckchen eingenäht zu Glückbringern.

Kein Benefit durch Verzehr der Plazenta

Zum anderen gibt es ein weites Feld der Plazenta-Verwertung. Unvergessen sind die Werbespots der 1950er- und 60er-Jahre, als Marika Röck sich mit Creme betupfte und versicherte: »Weltstars schwören auf Hormocenta.« Die Kosmetikindustrie greift inzwischen längst auf künstliche Hormone zurück. Stattdessen bieten Apotheken im Internet an, Plazenta zu Globuli und Zäpfchen, zu Pulvern und Kapseln zu verarbeiten. Auf Anfrage entnehmen die Kliniken dafür ein kleines Stück Plazentagewebe, die Frauen



Plazenta-Kunst zeigte die Ausstellung »Mythos Geburt« 2007 im Bönningheimer Steinhaus. Für »Muttis Welt I« schnitt der Berliner Künstler Micha Brendel eine Plazenta in vier Teile, platzierte sie in Zuckerlösung in gläsernen Behältern und spielte mit den Buchstaben VITA/VATI.



Die Kindesglück-Ausstellung im Bönninger Museum im Steinhaus erzählt auch von der Nachgeburtbestattung.

schicken es ein. Der Rest des Organs lässt sich trotzdem mit nach Hause nehmen, zum Vergraben oder – Verzehren. »Promi-Mütter schwören auf die Kräfte des Mutterkuchens«, wirbt die Zeitschrift *Brigitte*, verwirft jedoch dann den »Hype ohne Sinn«. Empfohlen wird, aus Beeren und einem Stückchen Plazenta einen Smoothie zu mixen, tatsächlich sind auch Rezepte für Plazenta-Lasagne etc. zu finden: »Cut meat of $\frac{3}{4}$ placenta into bite size pieces...«. Ein aufgeregtes Pro und Contra prägt die Plazentophagie. Die gesundheitlichen Versprechungen für den einmaligen

Verzehr und bei Einnahme homöopathischer Mittel aus Plazenta sind zahlreich: für Milchbildung, gegen Babyblues und Depression ganz allgemein, bei Unfruchtbarkeit, gegen Ekzeme, bei grauem Star, als Antiaging-Effekt, bei Autoimmunerkrankungen aller Art. Die *Deutsche Hebammen Zeitschrift* hält dagegen: »Kein Benefit durch Verzehr der Plazenta« und zeigt ein Foto: »Hier ein aus Milch und Eiern gebackener Mutterkuchen, der in jedem Fall stärkend ist.«

Bleibt die Option, Stammzellen aus Nabelschnurblut zu extrahieren und gegen teures Geld fürs eigene Kind konservieren zu lassen oder sie zu spenden. Wenn die Eltern mit einer entsprechenden Ausrüstung in die Klinik kommen, wird ihrem Wunsch meist entsprochen. Für die Nabelschnurspende braucht es allerdings einen Vertrag zwischen dem Krankenhaus und einer Nabelschnurbank, weltweit stehen für an Leukämie Erkrankte ungefähr 730.000 Nabelschnurblut-Transplantate zur Verfügung. Auch die Spende der Amnionmembran, der dem Fötus zugewandten Haut der Plazenta, ist nicht selbstverständlich, sie bedarf besonderer Vorkehrungen und Verträge und setzt einen geplanten Kaiserschnitt voraus. Wegen ihrer wundheilungsfördernden Eigenschaften wird die Amnionmembran bei Versorgung des Auges nach Verletzungen und in der Mund-Kiefer-Chirurgie eingesetzt. Doch zurzeit ist die Regel: Wird die Plazenta nicht mit nach Hause genommen, landet sie im Sondermüll des Krankenhauses. Die meisten Frauen entscheiden sich für die umstandslose Beseitigung.

Über die Autorin

Gertrud Schubert (Jahrgang 1958) ist das Jüngste von neun Kindern, acht von ihnen waren Hausgeburten. Ihre Mutter (Jahrgang 1919) wusste nichts über den Verbleib der Nachgeburt, sie wurden vermutlich ohne Aufhebens im Garten vergraben. Nach Abitur in Urach und Zeitungsvolontariat studierte Gertrud Schubert Empirische Kulturwissenschaft, Pädagogik und Germanistik. Als Redakteurin der *Heilbronner Stimme* teilnehmende Beobachtung und Beschreibung des Phänomens Nachgeburtbestattung seit den 1990er-Jahren, dieser Artikel beruht u.a. auf einem Kolloquium im Herbst 2024 in Bönningheim.

Information

Im Bönninger Museum im Steinhaus widmet sich die Dauerausstellung »Kindesglück – magische Bräuche um Liebe und Geburt« (kuratiert von Frank Lang) auch der Nachgeburtbestattung. www.schwaebisches-schnapsmuseum.de

Anmerkungen

- 1 Kurt Sartorius: Spuren eines alten, vergessenen Brauches – Nachgeburtbestattungen. *Ganerbenblätter* 9, 1986, 309–322
- 2 Dietmar Waidelich: Chemische Untersuchungen an fünf Gefäßen aus der Stiftstraße 2 in Sindelfingen. *Sindelfinger Fundstücke*, Veröffentlichungen 1, Sindelfingen, 1991
- 3 Dorothee Ade-Rademacher: »ein neuer, mit Deckel bedeckter Hafen«. Die Gefäße und das Problem der Datierung neuzeitlicher Keramik. *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 36, 1997, 26–38. Streng genommen handelt es sich um keinen Brauch, da der Handlung u.a. Regelmäßigkeit und Öffentlichkeit fehlen.
- 4 Zit. nach Dorothee Ade: Wo weder Sonne noch Mond hinscheint – ein (fast) vergessener Brauch. Sonderdruck. *Archäologie in Deutschland* 5, 2009, 2

- 5 Barbara Otto: Bürden – Mutterkuchen – Nachgeburt. Eine volkskundliche Spurensuche nach der Plazenta. Magisterarbeit. Tübingen, 1996
- 6 Kulesa schilderte folgenden Begebenheit: In Ravensburg war 1669 der Torwächter Kellenrieder angeklagt, weil ihm einer der Hirsche im Stadtgraben entlaufen war. Er verteidigte sich, seine Frau hätte frisch entbunden und er die Nachgeburt nachts im Stadtgraben vergraben.
- 7 Hermann Ehmer: Der Brauch der Nachgeburtbestattung in einer christlichen Gesellschaft. Eine Fehlanzeige. Kurt Sartorius (Hg.): *Kolloquiumsbericht*. Bönningheim, 2004.
- 8 Vgl. Svenja Dalacker: Überlegungen zum Zusammenhang von Nachgeburtstöpfen und Reformation. Aberglaube bei den frühen Protestanten. *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 4, 2007, 257–261
- 9 Vgl. Petra Lindenhof: Traufkinder – Ein besonderer Umgang mit ungetauft verstorbenen Kindern in der Frühen Neuzeit. Diplomarbeit. Wien, 2012